

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Soziologie = Revue suisse de sociologie
= Swiss journal of sociology

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Soziologie

Band: 34 (2008)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Recensions critiques = Book reviews

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen / Recensions critiques / Book Reviews

Die Auswahl der Bücher zur Rezension behalten sich die Redaktion und die beiden für diese Rubrik Verantwortlichen vor. Unverlangt eingesandte Buchbesprechungen werden nicht veröffentlicht.

Le choix des livres qui font l'objet d'une recension critique est effectué par la rédaction et par les deux responsables de cette rubrique. Les recensions non sollicitées ne sont pas publiées.

Books to be reviewed are selected by the Editor and the two Book Review Editors. Unsolicited reviews are not published.

Thomas S. Eberle und Kurt Imhof (Hrsg.),
Sonderfall Schweiz, Seismo Verlag,
Zürich, 2007

Der vorliegende Band dokumentiert den unter dem gleichen Titel stehenden Jubiläumskongress der Schweizerischen Gesellschaft für Soziologie anlässlich ihres fünfzigjährigen Bestehens (St. Gallen 2005). Er beinhaltet eine Auswahl derjenigen Referate, «die den Sonderfall Schweiz nicht lediglich als (meist nicht auffindbare) einzigartige Merkmalsausprägung einer sozialstrukturellen Konstellation, sondern in seiner identitätsbildenden und kohäsionsfördernden Bedeutung begreifen», so der Organisator und damalige Präsident der SGS, Thomas S. Eberle, in seiner prägnanten Einleitung (10).

«Sonderfall Schweiz» ist eine publizistisch verbreitete und rhetorisch oft bemühte Formel kollektiver Selbstbeschreibung, vor allem in der deutschsprachigen Schweiz. Ob man sie als «verbreitetste kollektive Identitätskonstruktion» (7) bezeichnen sollte, scheint mir fraglich; es handelt sich wohl eher um eine rhetorische Methode der Identitätsbegründung. Denn inhaltlich kann – dies zeigen zahlreiche Beiträge dieses Bandes – sehr Unterschiedliches mit der Sonderfallsemantik legitimiert werden: Von der «Konkordanzdemokratie» (Hanspeter Kriesi) bis zum «Bankgeheimnis» (Stefan Tobler und Angelo Gisler).

Zu Recht diagnostiziert Eberle eine m. E. nur durch Pfadabhängigkeiten der empi-

rischen Methodik zu erklärende Abstinenz der Soziologie im Hinblick auf Fragen der Konstruktion kollektiver Identitäten, die sie «weitgehend den Historikern, Literatur- und Kulturwissenschaftlern überlassen» habe (9). Angesichts des damals grassierenden «Malaise Suisse» bewiesen die Organisatoren mit der Wahl des Themas Fingerspitzengefühl, zumal anlässlich eines öffentlichkeitswirksamen Jubiläumskongresses. Ob allerdings im Falle der Schweiz von einer «nationalen Identität» (ebda.) zu sprechen ist, stellt Hanspeter Kriesi (Die Schweiz – ein Nationalstaat?) in Frage. Er sieht in der Schweiz eine «Föderation der Nationen», deren strukturierende Bedeutung derzeit infolge sozio-ökonomischer Veränderungen ihre territoriale Grundlage verliert.¹ Stefan Kutzner («Nationalstaatlichkeit als Grundbedingung der Autonomie des Politischen – zur Bedeutung von Volkssouveränität und nationaler Identität») attestiert der Schweiz das Fehlen einer »stabile(n) Identität von sich als Nationalstaat» (108) mit der überraschenden Begründung, «weil das Prinzip der Volkssouveränität nicht umschränkt verwirklicht» sei (106). Michael Opielka («Die Gemeinschaft der Schweiz – Wie Sozialpolitik den Nationalstaat sinnvoll erhält») dagegen sieht aufgrund der paroni-

¹ Leider wird die spannende Frage, was aus der schweizerischen Integrationsgeschichte für die Integration Europas gelernt werden könnte, hier nur abschliessend gestellt und auch in anderen Beiträgen kaum behandelt.

anischen Basis seiner Diagnose hier keinen «Sonderfall».

«Sonderfälle konstituieren sich durch die Differenz zu einem «Normalfall». Was ist der Normalfall, von dem sich der «Sonderfall Schweiz» unterscheidet?» Diese Leitfrage Thomas Eberles zeigt ein Dilemma des Soziologen auf, wenn er sich mit Identitätskonstruktionen seiner eigenen Gesellschaft auseinandersetzt. Er kann sich dem Horizont solcher Konstruktionen nur um den Preis der Verfremdung entziehen. Die Berufung auf den Sonderfall fordert zwar die Frage nach dem Normalfall heraus, aber die identitäts-theoretische Antwort heisst einfach: «Alle anderen». Identität hat man – aus soziologischer Sicht – nur für sich selbst. Deshalb lassen sich Identitäten, wie Eberle zur Recht hervorhebt, soziologisch nur aus Selbstbeschreibungen rekonstruieren. Hierzu bieten insbesondere die Arbeiten von Kurt Imhof («Sonderfallsdiskurse und Pfadabhängigkeit: Der Fall Schweiz») und Karl-Siegbert Rehberg («*Insula helvetica* als Gleichgewichtsgesellschaft. Mythisierung als schweizerische Krisenbewältigung») hervorragende inhaltliche Beiträge. Was nach Ansicht des Rezessenten allerdings im gesamten Bande übergangen wird, ist die identitätsstiftende Bedeutung der Milizarmee. Auch wenn die Formel der «wehrhaften Schweiz» in den Hintergrund gerückt ist, ist die alltagsweltliche Praxis der sich wiederholenden Einberufungen und ihr Kommunikationswert (wie auch das dadurch gebildete «soziale Kapital») kaum zu überschätzen.

Man mag diese Bemerkung auch dem zweiten, integrationstheoretischen Strang der Argumentationen zurechnen, den die Herausgeber als Selektionskriterium der Beiträge gewählt haben. Wie funktioniert die Schweiz als «Willensnation», wie bewirkt sie angesichts vielfältiger Konflikte und zentrifugaler Kräfte ihren Zusammenhalt? Bemerkenswert ist hier insbesondere der Beitrag von Peter-Ulrich Merz-Benz («Die Schweiz – Schulbeispiel einer transkulturellen Gesellschaft?»): Aus der Perspektive der Transkulturalität sind «Kulturen ... gegen-

seitig ineinander präsent, und es gehört unmittelbar zu ihrer Entwicklung, dass sie sich einander gleichsam fortwährend einschreiben. Kulturen sind extern vernetzt» (115). Dies wird am Beispiel der schweizerischen Sprachenpolitik eindrücklich demonstriert. Auch Rehbergs These, «dass die Schweiz ein aus vielen kulturellen Bestandteilen zusammengefügtes Gleichgewichtssystem ist», trägt zur Klärung der Integrationsbedingungen bei. Daraus ergeben sich allerdings auch Restriktionen: Der hohe Konsensbedarf der heterogenen «Willensnation» beschränkt die Möglichkeiten entschiedener politischer Handlungen nach Innen und Aussen. Integrationstheoretisch informativ ist ferner der Beitrag von Roland J. Campiche («*La Suisse forme-t-elle un cas religieux particulier?*»), welcher die institutionelle Überbrückung des historisch tiefgreifendsten politischen «Cleavage», nämlich des konfessionellen, verdeutlicht. Schliesslich stellt die mehrbenenanalytische Rekonstruktion von vier Wohlfahrtsregimen durch Michael Opielka einen weiterführenden Beitrag zur Frage nach der Integrationsleistung von Sozialpolitik dar.

Während die Beiträge des ersten Teils zur «Sonderfallsdebatte» gerade durch die Unterschiedlichkeit ihrer Perspektiven der von Eberle vorgegebenen Doppelperspektive von Identität und Integration viel Substanz geben, orientieren sich die Beiträge des zweiten Teils «Die Schweiz im Kapitalismus: Modelldebatte» überwiegend an der von Gösta Esping-Andersen entwickelten Typologie von «Wohlfahrtskapitalismen». Dieser Referenzrahmen ist im Falle der empirischen Untersuchung von Veränderungen des schweizerischen Dispositivs sozialen Schutzes durch Michael Nollert («Sonderfall im rheinischen Kapitalismus oder Sonderweg im liberalen Wohlfahrtskapitalismus? – Zur Spezifität des Sozialstaates Schweiz») heuristisch fruchtbar. Der Beitrag von Christiane Bender, Hans Grassl und Markus Schaal wie auch der bereits erwähnte von Michael Opielka versuchen sich in einer Zuordnung der Schweiz im Rahmen der Typologie,

wobei eher deren heuristische Grenzen als ihr Nutzen deutlich wird. Der diesen Teil abschliessende Beitrag von René Levy vergleicht unterschiedliche Typologien und argumentiert trotz der verbreiteten Kritik für die Brauchbarkeit des ursprünglichen Ansatzes von Esping-Andersen.

Der abschliessende Teil 3 enthält drei empirische Studien:

(1) zur Durchsetzung und Wirkung amerikanischer Managementmodelle in einem global operierenden schweizerischen Konzern (Christoph Maeder und Eva Nadai),

(2) einen internationalen Vergleich der Debatten über überhöhte Managerentgelte (Matthias Vonwil und Mario Schranz) und schliesslich zum sich wandelnden Diskurs über das Bankgeheimnis in der Schweiz (Stefan Tobler und Angelo Gisler). Zur selben Kategorie theoretisch anspruchsloser aber sachlich informativer Studien gehören aus den vorangehenden Teilen die Beiträge von Julia Sauer («Höhenweg und Monolith: der «Sonderfall» auf Schweizer Landesausstellungen») und Jean-Pierre Tabin und Mitarbeitern zur Entwicklung der «Assistance Publique».

Das Cover des Bandes zeigt das Logo des St. Galler Jubiläumskongresses: Ein Zähne fletschender Wolfshund vor der Schweizer Flagge am Heck eines Dampfers. Sollte der Wolfshund für die Rolle der Soziologie stehen? Bellen, Knurren oder gar Beißen findet in diesem Band nur in homöopathischen Dosen statt, am ehesten in den Fallstudien des dritten Teils. Und stets in den zivilisierten Formen wertungsfreier Wissenschaft. Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Deine Soziologie hat die kritische Aufmüpfigkeit eines Urs Jäggi oder Jean Ziegler gründlich abgelegt!

Eine glückliche Verbindung ist den Herausgebern durch die Einbeziehung sowohl von inländischen wie von ausländischen Autoren gelungen. Bemerkenswerterweise stammt der m. E. diagnostisch anspruchsvollste Beitrag von einem «Fremden» im Simmelschen Sinne: von Karl-Siegbert Rehberg. Auffallend ist das Fehlen von Beiträgen seitens im Ausland lebender

schweizerischer Soziologen, was nicht den Organisatoren des Kongresses anzulasten ist. Der Rezensent büsst seine Absenz durch diese Besprechung.

Franz-Xaver Kaufmann

Universität Bielefeld

E-Mail: f.x.kaufmann@uni-bielefeld.de

Michel Foucault, *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst*, hrsg. von Daniel Defert et al., Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 2007, 346 Seiten

«Warum sind ein Gemälde oder ein Haus Kunstobjekte, aber nicht unser Leben?» (201). Diese Frage stellt sich Foucault zu folge umso dringlicher, als in der Antike die wesentliche Zone, auf die es ästhetische Wertigkeitsprinzipien anzuwenden galt, durchaus mit der eigenen Existenz, dem eigenen Leben zusammenfiel. Die «Künste der Existenz» der griechischen bzw. griechisch-römischen Kultur umfassten seiner These nach ein ganzes Bündel an Praktiken, mittels derer Individuen nicht allein ihr Verhalten regeln, sondern sich selbst transformieren und aus dem eigenen Dasein ein an Stilkriterien orientiertes Werk machen sollten. Im Kontext der Arbeiten zur Sexualethik – der «Genealogie des Begehrungssubjekts» – sind diese Selbsttechniken und Subjektivierungsformen prominent in Foucaults Blickfeld gerückt und stehen im Zentrum der zwei letzten Monographien *Der Gebrauch der Lüste (L'usage des plaisirs, 1984)* und *Die Sorge um sich (Le souci de soi, 1984)*. Mit Blick auf das klassische griechische Denken sowie die ersten zwei Jahrhunderte des Kaiserreichs untersuchen sie, wie, warum und in welcher Form sexuelle Aktivität als moralischer Bereich konstituiert wurde.

Die nunmehr im Band *Ästhetik der Existenz* versammelten kürzeren Texte – Vorlesungszusammenfassungen, einleitende Notizen, Artikel sowie zahlreiche Interviews – entstammen mehrheitlich den Jahren 1980 bis 1984, der Zeit der Entstehung und Publikation dieser Monographien. Sie kommentieren die einschlägigen Auseinandersetzungen,

indem sie nicht allein die Eigentümlichkeiten der antiken Selbstkultur, sondern vor allem auch die damit verbundenen Erkenntnisinteressen präzisieren. Wie bereits in *Der Wille zum Wissen* (*La volonté de savoir*, 1976), dem ersten Band von *Sexualität und Wahrheit*, spricht sich Foucault dezidiert dagegen aus, dass sich das Problem der Sexualmoral auf Verbote reduzieren lasse und durch die Aufhebung von Repressionsmechanismen allein gelöst werden könne. Demgegenüber rückt er unterschiedliche «Problematisierungen» ins Zentrum des Interesses und plausibilisiert diesen Zugang, indem er die antike mit der christlichen Sexualmoral kontrastiert. Was die Ebene der Kodizes betrifft, behauptet Foucault ausgeprägte Kontinuitäten; hinsichtlich dessen, was erlaubt ist und was nicht, hat sich ihm zufolge wenig verändert. Auch führt er verschiedene asketische Techniken und «Praktiken der Strenge» an, die das Christentum von der (angeblich toleranten) Antike übernommen hat. Grundlegende Unterschiede macht er im jeweils implizierten Selbstverhältnis sowie in den ethischen «Problematisierungen» aus, die den sinnlogischen Kontext der konkreten Gebote und Verbote bilden. Was die Antike angeht, war diese Moral gemäss Foucault primär «ein Problem persönlicher Wahl», das eine kleine Elite betraf und nicht als Verhaltensmodell für alle gedacht war (192). Die sexuelle Strenge sei in der griechischen Gesellschaft ein Luxus, eine philosophische Verfeinerung und typischerweise das Tun sehr kultivierter Leute gewesen, die so versucht hätten, ihrem Leben Schönheit und Intensität – den «grösstmöglichen Glanz» – zu verleihen sowie den anderen die Erinnerung an eine schöne Existenz bzw. einen «aussergewöhnlichen Ruf» zu hinterlassen (210). Die prinzipiellen Zielvorstellungen dieser Moral beschreibt Foucault als durchaus ästhetischer Art und betont die zentrale Bedeutung des Ideals, eine «vollkommene Beherrschung seiner selbst zu praktizieren» (198 f.). Diese Ästhetik der Existenz wurde Foucault zufolge im Kontext des Christentums vom «Problem der Reinheit» überlagert – das «virile Modell

der Selbstbeherrschung» durch das «weibliche Paradigma» der Jungfräulichkeit verdrängt, das Programm der Selbstbeherrschung durch die Idee eines Selbst, dem es zu entsagen gilt, abgelöst (212 f.). Damit einhergehend verlor die in der Antike zentrale Maxime der «Sorge um sich» an Bedeutung; das Christentum machte, so Foucault, die Selbsterkenntnis, die Entzifferung der Wahrheit des Selbst, zur prioritären Verpflichtung: Nun galt es, sich unermüdlich auszuleuchten, Fehler und Begierden aufzuspüren und sie zu bekämpfen.

Wozu diese eingehende Auseinandersetzung mit der antiken Selbstkultur? In den Interviews, die der Band *Ästhetik der Existenz* versammelt, distanziert sich Foucault mehrfach von der Idee, die Beschäftigung mit der Antike ziele auf eine Aktualisierung, eine Restaurierung ihrer Formen: «Nein! Ich suche keine Lösung durch Auswechslung»; die antike Selbstkultur sei «nicht gerade grossartig» und habe «keinen beispielhaften Wert» (194; 241; 198). Foucault begründet die Bedeutung seiner Sondierungen vornehmlich mit Verweis auf zeitgenössische Konstellationen. Erweiterte Erkenntnismöglichkeiten aufgrund der Auseinandersetzung mit der Antike sieht er gerade insofern gegeben, als die antiken «Problematisierungen» dem «zeitgenössischen Selbstkult», bei dem sich alles darum dreht, «sein wahres Ich zu entdecken, indem man es von dem trennt, was es verdunkeln oder entfremden könnte, indem man seine Wahrheit dank eines psychologischen Wissens oder einer psychoanalytischen Arbeit entziffert», diametral entgegengesetzt sind (210). Gerade in ihren kontrastiven Zügen soll die antike Selbstkultur bzw. Sexualmoral den Blick für die Kontingenz gegenwärtiger Muster schärfen. Diese Deutung wird durch die Textauswahl und die Kommentierung des Bandes durch Martin Saar gestützt, wobei Saar die Analysen Foucaults zur Antike (die er mitunter schlicht als «Umweg» apostrophiert) explizit in den Kontext jenes «philosophischen *ethos*» stellt, das Foucault im berühmten Aufsatz «Was ist Aufklärung?» als «permanente Kritik unseres geschichtlichen Seins» und «historisch-kritische Haltung» be-

schreibt (182; 186). Dass diese Lesart wenig forciert erscheint, obschon Foucaults Studien zur Antike durchaus umfang- und detailreich, teils gar akribisch sind und die Befragung der Gegenwart (abgesehen von der Auseinandersetzung mit dem Christentum) weitgehend eine programmatische bleibt, hängt nicht zuletzt mit aktuellen Diskussionslagen zusammen. Probleme der Lebenskunst sind in jüngster Vergangenheit vor allem im Hinblick auf die Transformationen der Arbeitswelt eingehend diskutiert worden. Während Foucault in den Interviews aus den frühen 1980er Jahren wiederholt behauptet, dass es kaum mehr eine Erinnerung an die Idee gebe, wonach das Hauptkunstwerk, für das man Sorge zu tragen habe, das eigene Leben sei, und er Elemente einer Ästhetik der Existenz lediglich noch in der Renaissance sowie im Dandyismus und im Lebensstil der Bohème des 19. Jahrhunderts ausmacht, attestieren diese neueren Positionen dem Problem der Lebenskunst durchaus Aktualität. Die wohl prominenteste und am intensivsten diskutierte Studie – *Der neue Geist des Kapitalismus* (*Le nouvel esprit du capitalisme*, 1999) von Luc Boltanski und Eve Chiapello – behauptet nichts Geringeres, als dass im Anschluss an die Legitimationskrise des Kapitalismus um 1968 künstlerische Wertigkeitsprinzipien wie Autonomie, Authentizität, Kreativität sowie Selbstverwirklichung über die Felder kultureller Produktion hinaus in weite Teile der Arbeitswelt diffundiert sind und dass das Künstlerbild, wie es im 19. Jahrhundert in Abgrenzung zum kapitalistischen Unternehmer skizziert wurde, zum Modell des arbeitenden Subjekts schlechthin avanciert ist. Diese Position widerspricht der Foucaultschen These von der Abwesenheit lebenskünstlerischer Dimensionen in der Gegenwart grundlegend. Die «kontrastive Funktion» und zeitdiagnostische Relevanz der Arbeiten Foucaults sind damit jedoch keineswegs in Frage gestellt – im Gegenteil. Die jüngeren Diskussionen fokussieren primär auf die quasi verblüffende Annäherung einstiger Gegenfiguren bzw. auf die These, dass heute nicht zuletzt auch Manager

über Künstlertugenden verfügen und sich lebenskünstlerisch ausrichten sollen. Das Eigentümliche der zur Diskussion stehenden Stilisierungen bleibt dabei vergleichsweise unterbeleuchtet, was zur Folge hat, dass die gegenwärtig dominierende Maxime der Selbstverwirklichung oftmals mit Lebenskunst überhaupt gleichgesetzt wird. Die Arbeiten Foucaults zur antiken Ästhetik der Existenz und dem für sie zentralen Ideal der Selbstbeherrschung können solchen «Selbstverständlichkeiten» gezielt Wind aus den Segeln nehmen und lassen die besonderen Konturen gegenwärtiger Selbstverhältnisse schärfer hervortreten.

Andrea Glauser
Universität Bern,
Institut für Soziologie
Lerchenweg 36, 3012 Bern,
glauser@soz.unibe.ch

Angela Stienen (Hrsg.), *Integrationsmaschine Stadt? Interkulturelle Beziehungs-dynamiken am Beispiel von Bern, Haupt*, Bern, 2006, 468 Seiten

Der hier zu besprechende Band präsentiert in fünf Einzelbeiträgen die Ergebnisse der Berner Teilstudie eines Forschungsprojekts, das sich mit dem alltäglichen Zusammenleben in sogenannten Einwandererquartieren in den Städten Basel, Bern und Zürich befasste. Mit dem Titel «Integrationsmaschine Stadt?» wird der Sammelband in den Kontext der «seit einiger Zeit kontrovers geführten Debatte über die scheinbar schwindende Integrationskraft der europäischen Stadt» gestellt (19). Wie die Herausgeberin Angela Stienen einleitend ausführt, steht in den Beiträgen indes explizit nicht die Frage im Zentrum, ob die Auseinandersetzungen und Konflikte, welche durch die Dichte der Beziehungen in der Stadt hervorgerufen werden, von einem Versagen der «Integrationsmaschine» Stadt zeugen. Vielmehr interessiert die Frage, «worum im Rahmen der latenten und offen ausgetragenen Auseinandersetzungen gestritten wird und welche Unterschiede unter der

Stadtbevölkerung dabei zu für das städtische Zusammenleben relevanten Unterscheidungen werden» (27). Ins Blickfeld sollen nicht blos öffentlich geführte politische Kontroversen geraten, sondern in erster Linie Auseinandersetzungen, die öffentlich unbemerkt bleiben. Dabei wird unterstellt, «dass der Einblick in die soziale Logik eines vordergründig unspektakulären städtischen Kontextes weitreichendere Schlüsse darüber zulässt, wie Menschen unterschiedlicher Herkunft und soziokultureller Lebensformen miteinander umgehen, als das Spektakuläre, auf das von vornherein moralisierend mit dem Mahnfinger gezeigt wird» (19).

Im ersten Beitrag beschäftigt sich Jacqueline Truffer Widmer mit der Migrationspolitik der Stadt Bern im 20. Jahrhundert. Anhand von Verwaltungsberichten und Interviews untersucht die Autorin, wie wirtschaftliche und politische Konjunkturen die Einwanderung von Arbeitsmigrant/innen beeinflussten. Indem sie einerseits die bürokratische Rhetorik und die Logik der Gesetzgebung nachzeichnet und andererseits Interviews mit handlungsmächtigen Akteuren analysiert, zeigt sie auf, wie letztere mit den institutionellen Rahmenbedingungen umgehen – nämlich höchst flexibel und eigenmächtig. An verschiedenen Beispielen wird erläutert, dass sich deren Handeln meist am Interesse der Arbeitgeber resp. am jeweiligen Arbeitskräftebedarf ausrichtete. Der Beitrag zeichnet zudem nach, dass in den Auseinandersetzungen um Integration bis heute immer wieder dieselben Themen und Handlungsstrategien debattiert werden. Leider etwas zu knapp diskutiert und theoretisch kaum reflektiert werden die Veränderungen, die in den abgedruckten Daten durchaus auch auszumachen sind. Besonders auffällig sind etwa die Veränderungen im Vokabular der Verwaltungsberichte, die darauf hindeuten, dass sich das Verständnis dessen, was politisch korrekt ist, stark wandelte.

Die drei nachfolgenden Beiträge befassen sich mit ehemaligen Arbeitervierteln im innenstadtnahen Berner Stadtteil V, der durch Zuwanderung und «spot gentrification»

geprägt ist sowie durch eine Quartierpolitik, «die gleichzeitig den Ansprüchen nachhaltiger Quartierentwicklung und den Anforderungen des Standortwettbewerbs zwischen den Städten genügen will» (28).

Der Beitrag von Angela Stienen und Daniel Blumer besteht aus einer statistischen Beschreibung der drei Quartiere im Stadtteil V und zielt auf eine kritische Überprüfung herrschender Annahmen über das Versagen der Integrationsfunktion der Städte. Mittels deskriptiver Statistik und Segregationsanalysen wird der Frage nachgegangen, warum ein Quartier als «Problemquartier» bezeichnet wird. Hängt dies tatsächlich mit dem hohen Ausländeranteil zusammen, wie oft suggeriert wird? Oder mit der inneren Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung? Stienen und Blumer zeigen anhand der Daten, dass das Stigma «Ausländerghetto» und Zuschreibungen wie «überfremdet» mit den tatsächlichen Bevölkerungsanteilen in den Quartieren kaum etwas zu tun haben. Zudem weisen sie nach, dass eine Segregation, d. h. die Konzentration bestimmter Bevölkerungsgruppen in einem Quartier, vor allem auf kleinräumiger Ebene beobachtet werden kann. Diese stellt nicht nur die Folge von Kettenmigration, d. h. des Nachzugs von Bekannten und Familienangehörigen, dar. Sie kann auch wesentlich durch die Vermietungspraxis sowie durch die Arbeitskräfteanwerbung der Firmen verursacht sein. Segregation wird damit von der Aufnahmegerückschaft «strategisch mitverursacht und reproduziert» (204) und ist nicht einfach mit «vormoderner Lebensweise» und fehlender individueller Emanzipation auf Seiten der Migrant/innen zu erklären – eine These, die anhand der verwendeten statistischen Daten allerdings nicht direkt überprüft werden kann. Stienen und Blumer liefern eine mit Graphiken und Fotos sehr ansprechend präsentierte und sehr – manchmal zu – detaillierte Beschreibung der Zusammensetzung der Wohnbevölkerung im untersuchten Stadtteil und widerlegen einige der gängigen Annahmen über die Bevölkerungsstruktur sogenannter Problemquartiere.

Verteilungen entlang bestimmter soziodemographischer Merkmale lassen indes noch keine Rückschlüsse auf die Qualität des Zusammenlebens im Quartier zu und geben auch keine Antwort auf die Frage, warum bestimmte Quartiere als problematisch betrachtet werden und andere nicht. Vielmehr erfordert die Untersuchung der Qualität des Zusammenlebens eine Rekonstruktion der Sinnstrukturen der sozialen Welt und damit ein interpretatives Verfahren. Genau dies ist der Zugang, den Angela Stienen im darauf folgenden Beitrag wählt, in welchem sie der Frage nach den verborgenen Mechanismen von Integration und Ausgrenzung im Quartier nachgeht. Ausgehend von «qualitativen» Interviews mit Quartiersbewohnerinnen und -bewohnern schweizerischer und ausländischer Herkunft, die dem kleinbürgerlichen Arbeitnehmermilieu angehören, untersucht sie, wie sich die Veränderungen der letzten Jahre auf das Zusammenleben im Stadtteil auswirkten. Stienen zeigt auf, dass die Konfliktlinien im Stadtteil nicht in erster Linie entlang der Staatsbürgerschaft verlaufen, sondern dass Abschottung und Ausgrenzung im Quartier auf verschiedene Differenzen und Machtverhältnisse zurückzuführen sind. Ein zentrales Machtverhältnis im Stadtteil besteht in der Etablierten-Aussenseiter-Figuration, wobei zu den Etablierten nicht nur die Alteingesessenen schweizerischer Nationalität, sondern auch jene aus Italien und der Türkei gehören. Das Geselligkeitsverhalten der alteingesessenen Etablierten ist allerdings nicht einheitlich. Unterschiede finden sich zwischen jenen, die ihre Etablierung «der Eingliederung in die einstigen Schlüsselbranchen des fordistischen Wirtschaftswachstums der Nachkriegszeit verdanken» (351) und jenen, die nie in die typisch fordistischen Wirtschaftssektoren eingegliedert waren. Neben dieser Unterscheidung werden auch Alter, Nationalität und Geschlecht als Erklärungen für unterschiedliches Geselligkeitsverhalten aufgeführt. Eine rekonstruktive Analyse, die vorab definierte Kategorien einklammt, hätte hier weitere neue Erkenntnisse zutage fördern und den teilweise sehr eindrücklichen

Beschreibungen durch explizitere theoretische Verallgemeinerung zusätzliche Aussagekraft verleihen können.

Mit den politischen Machtkämpfen im untersuchten Stadtteil beschäftigt sich der Beitrag von Daniel Blumer und Pia Tschannen. Im Beitrag geht es um die Frage, wer wie an der Quartiersentwicklung partizipiert, welcher Voraussetzungen diese Partizipation bedarf und wer dabei ausgeschlossen bleibt. Blumer und Tschannen zeigen auf, dass «partizipative Verfahren dann Erfolg versprechend sind, wenn sie den öffentlichen Raum betreffen sowie nichtöffentliche und teilöffentliche Räume, die im Besitz des Staates sind» (363). Dies deshalb, weil der private teilöffentliche Raum den Kräften des Marktes unterworfen ist. Nur wenn der Staat selbst Besitzer von Räumen ist, besteht die direkte Möglichkeit, über deren Nutzung auch auf einer politischen Ebene zu verhandeln.

Ausgehend vom Befund, dass Migrantenorganisationen mit dem Anspruch konfrontiert werden, einen Beitrag zur gesamtstädtischen Integration zu leisten, untersucht Eva Soom Ammann anhand der Geschichte dreier italienischer Organisationen, inwiefern sie diesen Beitrag zu leisten tatsächlich in der Lage waren bzw. sind. Soom Ammans Fazit fällt differenziert aus: Die Aktivitäten der Organisationen und Vereine führten insbesondere in der Ersten Generation zu einer Binnenintegration. Diese habe sich aber zugleich hemmend auf die Partizipation an der Gesamtgesellschaft, etwa im Bereich der Bildung, ausgewirkt. Die Autorin warnt dezidiert vor der Folgerung, Migrantenorganisationen könnten und sollten vermehrt als Ansprechpartner und Bindeglied zu schwer erreichbaren Zielgruppen beigezogen werden. Denn zum einen sind die Communities nicht homogen und folglich nicht in der Lage, alle Migrant/innen angemessen zu repräsentieren. Und zum anderen steht die Förderung von Migrantenorganisationen im Widerspruch zur Konzeption des schweizerischen Rechtsstaates, in welchem dem Staat das Individuum und nicht Kollektive gegenüberstehen.

Im abschliessenden Kapitel stellt Angela Stienen fest, dass die im Stadtteil gefundenen Auseinandersetzungen Nationalitätengruppen übergreifend verlaufen und sich «in erster Linie um die soziale Disziplinierungskraft, Attraktivität und Neugewichtung bürgerlicher Werte und Normen drehen» (463). Im Kern der Integrationsdebatten findet sich demnach ein Konflikt um die «richtige» Lebensführung, oder, in anderen Worten, eine Auseinandersetzung darüber, welche Lebensordnung als «in der Schweiz üblich» und damit als «normal» gelten soll. Diese Auseinandersetzungen selbst sind, so das Fazit der Beiträge, Ausdruck sich kontinuierlich verändernder Hegemonien im Zuge des Wandels der Bevölkerungszusammensetzung und der sich verändernden politischen Mehrheitsverhältnisse in den Quartieren. Sie sind somit kein Hinweis auf das «Versagen der Integrationsmaschine Stadt», sondern vielmehr «ein Hinweis auf die Logik der Normalität» (466). Diese Schlussfolgerung vermag letztlich aber nicht zu erklären, warum bestimmte Quartiere zu Problemquartieren geworden sind, andere jedoch nicht.

Die Beiträge des Sammelbandes zeigen auf, wie institutionelle Regeln, politische Diskurse, ökonomische Strukturen und das Handeln der beteiligten Akteure in Integrations- und Ausschlussprozessen ineinander verwoben sind. Gerade deshalb allerdings irritiert der Titel des Sammelbandes: Die Beiträge demonstrieren eindrücklich, dass Integrations- und Ausschlussprozesse keineswegs mechanisch ablaufen und von aussen auf Individuen einwirken, wie es der verdingliche Ausdruck «Integrationsmaschine» suggeriert. Vielmehr wird sichtbar, wie gross die Autonomie der Akteure ist, und welche widerspenstigen Praktiken sie an den Tag legen, um etwa institutionelle Regelungen zu unterlaufen. Ebenso scheint der Untertitel etwas irreführend zu sein, wenigen die Ergebnisse doch darauf hin, dass die Bedeutung der nationalen oder kulturellen Herkunft für die Auseinandersetzungen im Quartier zu relativieren ist. Insgesamt ist aber festzuhalten, dass der Sammelband

Integrations- und Ausschlussprozesse aus verschiedenen Perspektiven detailliert und differenziert beleuchtet und einen vertieften Einblick in deren Logik ermöglicht. Über das «vordergründig Unspektakuläre» und mit Hilfe eines reichhaltigen Datenmaterials werden dabei auch gängige Vorurteile und Klischees dekonstruiert.

*Anne Juhasz,
Centre Marc Bloch
Schiffbauerdamm 19, D-10117 Berlin,
anne.juhasz@gmail.com*

Marianne Rychner, Grenzen der Marktlogik. Die unsichtbare Hand in der ärztlichen Praxis, Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2006, 300 Seiten

In gesundheitspolitischen Debatten wird immer wieder gefragt: Warum kann man nicht einfach ärztliche Leistungen dem Wettbewerb unterziehen, um so die «Spreu vom Weizen», die «Abzocker» und «Verschwender» von den «preisbewussten», «guten» Medizinerinnen und Medizinern zu trennen? Diese Frage ist nicht neu, jeder Anlauf, das kostenintensive Gesundheitssystem zu reformieren, führt fast zwangsläufig zu dieser Überlegung. Entsprechend zahlreich sind die Versuche, Heilungsprozesse bzw. das ärztliche Zutun in Zahlen messbar zu machen. Neben dem nahe liegenden Ziel der Kostenersparnis wird in der öffentlichen Diskussion mit einer ökonomisch orientierten Intervention vor allem eine Sicherung oder gar Steigerung medizinischer Qualität verbunden. Marianne Rychner hat in ihrer Dissertation diese Bestrebungen, die Adam Smithsche «unsichtbare Hand» als Steuerungsinstrument in das Gesundheitssystem (stärker) einzubringen, aus einer soziologischen Perspektive beleuchtet.

Dem ökonomischen Primat stellt die Autorin theoretische Überlegungen und Materialstudien aus dem ärztlichen Feld gegenüber. Ihre leitende Frage ist dabei, «was geschieht, wenn im Gesundheitswesen, einer Sphäre, deren Grundlagen idealtypisch von der ökonomischen Logik abweichen, eben dieser Logik durch politische Entscheide zum

Durchbruch verholfen werden soll» (13). Der Idealtyp ärztlichen Handelns, der hier angesprochen wird, entstammt einem Professionalisierungsmodell in der Tradition von Talcott Parsons, das vor allem durch Ulrich Oevermann weiterentwickelt wurde. Dieser theoretische Rahmen bildet die Folie für Rychners Untersuchung. Sie wählt also zwar das Professionalisierungsmodell als argumentatives Fundament, prüft dabei jedoch bis zum Ende der Arbeit gewissenhaft, inwieweit ökonomische Gesichtspunkte (nicht doch) eine – pauschal ausgedrückt – Verbesserung ärztlicher Praxis ermöglichen könnten. Vor allem diese konsequent durchgehaltene Position der Neutralität verleiht der Arbeit ihre Prägnanz und ihren besonderen Charme. So wird nicht das ökonomische Prinzip per se verworfen, sondern es werden – wie der Titel auch verspricht – die «Grenzen der Marktlogik» abgesteckt.

Nachdem Rychner in der Einleitung in sehr lebendiger, aber disziplinierter Form ihren Impuls zur Arbeit, ihre Fragestellung und ihr Vorgehen skizziert hat, setzt sie sich zunächst mit den theoretischen Grundlagen auseinander. Diese Diskussion der verschiedenen soziologischen Versuche, Professionalität und Profession zu bestimmen, gelingt ihr pointiert, aber auch so, dass fachfremde Leserinnen und Leser leicht folgen können. Das einzige Manko scheint mir in dieser Hinsicht die Einführung des Oevermannschen Krisenbegriffs ohne weitere Erläuterungen, was den Einstieg in das Modell ohne Vorkenntnisse etwas erschweren kann.

Der Darstellung der Theorieansätze folgt die Auseinandersetzung mit der parlamentarischen Diskussion um die Abschaffung des Kontrahierungzwangs. Dabei nimmt die Autorin die Beiträge für sich ernst und buchstabiert geduldig die einzelnen Positionen aus, ohne dabei ihre theoretische Folie aus den Augen zu verlieren. In diesem Zusammenhang untersucht sie auch die Frage, ob in der politischen Diskussion unter «Markt» in jedem Fall das Gleiche verstanden wird. So kommt sie bereits hier zu einem folgenreichen Schluss in Bezug auf diese gesundheitspoli-

tische Debatte: Die Befürworter von mehr Markt wollen – anders als in der Smithschen «unsichtbaren Hand» angelegt – alles andere als das Wachstum des «Gesundheitsmarktes», sondern gerade dessen Eindämmung. Folgte man diesem Ziel, würde das «eine schwerfällige Bürokratie zur «Übersetzung» professionologischer in marktlogische Kategorien» notwendig machen (58).

Im Hauptteil ihrer Arbeit analysiert Rychner dann zwei Konsultationen von Ärzten. Hierbei erweist sich das rekonstruktive, streng sequentielle Vorgehen als äußerst gewinnbringend. In den Verlauf der Interpretation flieht sie theoretische Überlegung vor allem auf der Basis von Freud, Parsons und Oevermann ein. So kann auch eine nicht mit Professionalisierungstheoretischen Studien vertraute Leserschaft Einblick in diese Perspektive nehmen. Damit gelingt Rychner ein passant eine empiriegestützte Einführung in einige der zentralen Problemstellungen der Professionalisierungstheorie, ohne dabei in ein reines Ausschmücken der Theorieansätze mit «schönen Stellen» zu verflachen.

Diesen Interpretationen professioneller Praxis folgt in Rychners Arbeit die Auseinandersetzung mit bereits marktförmig angelegten Ausdrucksformen ärztlichen Handelns: das Ärzterating einer Versicherung und Werbebrochüren für therapeutische Leistungen. An dieser Stelle demonstriert die Autorin eindrucksvoll, was passiert, wenn man versucht etwas grundsätzlich nicht Standardisierbares in standardisierter Form zu evaluieren und welche eigentümlichen Blüten der Versuch schlägt, therapeutische Leistungen zu bewerben.

In ihren Schlussfolgerungen fasst Marianne Rychner nochmals die zentralen Befunde zusammen. Dabei beschäftigt sie sich auch mit der Frage, was mögliche Schlüsse aus ihrer Studie für die Gesundheitspolitik sein könnten. Mit Verweis auf Max Weber stellt sie dabei zu Recht fest, dass wissenschaftliche Forschung es nicht darauf anlegen sollte, «unmittelbar nützlich zu sein», will sie nicht ihre Autonomie verlieren (247). Diese Studie ist aber durchaus wie ein – im besten Sinne

– neutrales Gutachten zu begreifen, ohne dass das (nur) wissenschaftliche Interesse dabei auf der Strecke bliebe.

Neben den inhaltlichen Ergebnissen ist in Marianne Rychners Arbeit vor allem das methodisch mutige Experiment, eigene Konsultationsgespräche zu erheben und zu interpretieren, spannend. Im Grossen und Ganzen gelingt dieser Versuch, auch wenn die Autorin stellenweise in der Absicht der Distanzbildung über das Ziel hinausschiesst und die «Patientin/Forscherin», die sie selber ist, gar zu streng beurteilt. In diesem Zusammenhang wäre es interessant gewesen, mehr über forschungspraktische Folgerungen dieses Erhebungs- und Analyseexperiments

nachzudenken. Doch dies hätte sicher den Rahmen der Arbeit gesprengt. Rychners lesenswerte Studie ist auch in der professionsinternen Diskussion der Ärzteschaft lobend zur Kenntnis genommen worden: «Für gesundheitspolitisch engagierte Kolleginnen und Kollegen also eine absolut lohnende und gut lesbare Lektüre» (Rezension von Ursula Steiner-König in der Schweizerischen Ärztezeitung 31/32, 2006). Aus soziologischer Sicht kann man sich diesem Urteil nur voll anschliessen.

*Ingo Wienke,
Pädagogische Hochschule Bern
Fabrikstr. 2, 3012 Bern,
ingo.wienke@phbern.ch*